

## Neue Sachbücher

# Die vermeidbarste Todesursache der Welt

Was ist der Plural von Holocaust? Es gibt ihn nämlich mittlerweile in mehreren Farben. Als den „Schwarzen Holocaust“ (an den afrikanischen Sklaven), den „Roten“ (an den Opfern des Kommunismus) und nun also den „Goldenen Holocaust“ (an den Rauchern und Passivrauchern). Nur der Holocaust an den Juden steht noch farblos da. Begriffsschöpfer des „Golden Holocaust“ und Autor des gleichnamigen Buches ist der Medizinhistoriker Robert Proctor. Seine Studien zur Geschichte der Naturwissenschaften in Deutschland und besonders zur Krebsforschung im Dritten Reich haben ihm einen hohen Ruf, eine Professur an der Universität Stanford und eine Mitgliedschaft in der American Academy of Arts and Sciences eingetragen.

1999 trat Proctor erstmals in einem Prozess gegen die Tabakindustrie auf, und zwar nicht, wie andere Historiker vor ihm, als Expertenzeuge der Konzerne, sondern der Raucher. Seither wirft ihm die Zigarettenlobby nach Kräften Knüppel zwischen die Beine, und er zahlt es ihr mit wissenschaftlichen und anderen Mitteln heim. Was sich dabei abspielt, ist ein Paradebeispiel dafür, wie viel ein Wissenschaftler in der Rolle des Aktivisten bewegen kann und wie rasch er in Teufels Küche gerät.

Die Entstehungsgeschichte dieses Buches übersteigt vieles, was Akademiker an westlichen Universitäten zu ertragen gewohnt sind. 2009 reichten mehrere Zigarettenkonzerne Klage ein, um die Herausgabe von Proctors Manuskript zu erzwingen. Nachdem sie damit abgeblitzt waren, gelangten sie am 13. Februar dieses Jahres erneut vor Gericht, um die Verwendung des Buches als juristisches Beweismittel zu verbieten. In der zwölfseitigen Klageschrift wird Proctor Unwissenschaftlichkeit vorgeworfen: Er schreibe „um zu schockieren und zu unterhalten und nicht um eine unvoreingenommene, objektive, faktengetreue Geschichte der Tabakindustrie vorzulegen“; er biete eine Analyse aus zweiter Hand, deren Aussagegehalt den „Hörensagen über Hörensagen“ entspreche, und er ermüchte seinen Titel mit Worten, die „Geschworene voreingenommen machen müssten“. Die Chuzpe der Anwälte, vor Gericht ein Buch zu verreißen, von dem sie nur Titel und Waschzettel kennen, ist auch eine Leistung.

Eines aber kann man den Advokaten der Tabakindustrie kaum vorwerfen: die Motive ihres Gegners zu verkennen. Proctor macht in seinem Buch den Zigarettenproduzenten den Prozess, und seine Begriffswahl und Beweisführung erwecken den Eindruck, er führe ihn weniger vor der Richterinstanz der wissenschaftlichen Öffentlichkeit als vor Laiengeschworenen eines amerikanischen Bezirksgerichts. In der Einleitung beteuert er, „den Begriff Holocaust mit Bedacht“ zu gebrauchen. Die Parallele zwischen Judenmord und Zigarettenkonsum bestehe in einer „Katastrophe von epischen Proportionen, mit zu vielen, die bereit sind wegzuschauen, und zu vielen, die dem Horror einfach seinen Lauf lassen“.

Proctor ist, wie er zu seiner Rechtfertigung anführt, nicht der erste, der das Rauchen und seine Folgen mit dem Holocaust-Begriff versieht, aber er geht über frühere Vergleiche hinaus, indem er dem „Goldenen Holocaust“ eine einzigartige Dimension verleiht: 100 Millionen Todesopfer habe die Zigarettensucht im zwanzigsten Jahrhundert gefordert, und wenn es im gleichen Stil weitergehe, vor allem in den Wachstumsmärkten Asiens, stünden die Chancen gut, dass in diesem Jahrhundert noch eine Milliarde dazukomme. Damit sei Rauchen die mit Abstand häufigste vermeidbare Todesursache der Welt. Die Zahlen sind, zumindest für das zwanzigste Jahrhundert, schwer zu bestreiten. Die Analogie mit dem Judenmord wird dadurch aber nicht besser.

Sind es nicht zwei verschiedene Paar Schuhe, wenn eine Industrie die Sofortvernichtung von Millionen zum primären Ziel hat, als wenn eine Industrie für eine möglichst große und treue Kundschaft den frühzeitigen Tod von Millionen aus ihrer Mitte in Kauf nimmt? Proctor beschränkt sich auf die Feststellung, es gäbe „bedeutende Unterschiede“, hält es aber für wichtiger, eine Sprache zu wählen, die nicht „mit Euphemismen handelt“. Eine drastische Sprache reicht nicht aus, um eine drastische Sache in ihrer Spezifik zu erfassen – am allerwenigsten, wenn sie mit Brachialanalogien operiert. Auf der Basis von Proctors Todesursachenstatistik könnte man auch die Massenvöllerei im Westen und den Massen hunger im Süden als Holocaust bezeichnen und würde genau das Gleiche erreichen: einen schreiend schiefen Vergleich.

Proctors Bemühen um Drastik zieht sich durch die ganzen siebenhundertfünfzig Seiten seines Buches. Es führt nicht nur zu Wiederholungen, sondern letztlich zu einer anderen Geschichte als jener, die er ankündigt. „Mein Ziel ist, die Zigarette als Teil der normalen Technikgeschichte zu beschreiben – und als zutiefst politisches (und trügerisches) Artefakt.“ Das ist ein vielversprechendes Vorhaben, und in den besten Passagen, dort, wo der der Historiker Proctor den Aktivisten Proctor kurz zum Schweigen bringt, lässt das Buch erahnen, welch spannungsreiches Gesamtportrait der Spätmoderne sich rund um die Zigarette entfalten ließe.

Das Buch will dreierlei sein: ein Stück Abschreckungspropaganda, eine politisch-juristische Kampfschrift und eine Geschichte der Zigarette – und ist dann doch in keinem völlig überzeugend. Die Abschreckungspropaganda bietet mehr

Ein Mordinstrument für Milliarden von Toten: Der Stanford-Historiker Robert Proctor erzählt eine drastische Geschichte der Zigarette – und geißelt die Macht der Konzerne.



Paffen war gestern: Dann setzte die Industrie das Inhalieren durch.

Foto Archiv

als astronomische Todeszahlen. Proctor präsentiert und kommentiert eine Liste von Giftstoffen, die in Zigaretten enthalten sind. Er macht Freiluftraucher für „die tödlichste Form der Luftverschmutzung in den meisten europäischen Städten“ verantwortlich, warnt vor schlechter Haut und früher Impotenz, regt zu verschwörungstheoretischen Phantasien an („Try to imagine the inside of a cigarette factory, and if you can’t, think about why that might be so“) und widmet ein ganzes Unterkapitel unappetitlichen Zufallsfunden, die man in Zigaretten gemacht hat: Metallsplitter, Plastik, Insektenkot, Würmer. Die Lektüre wirkt abschreckend, aber nicht immer so, wie es der Autor wünscht. Proctor verpasst seinen Lesern eine Aufklärungslektion, die sie eher in die Unmündigkeit zurückwirft als aus ihr befreit. Wer mitdenken will, kann oft nicht mitfolgen.

Als politische Kampfschrift wirbt Proctors Buch für nichts weniger als eine Prohibition des Zigarettenhandels. Einzig der private Konsum von Selbstgezüchtetem, -getrocknetem und -gedrehtem solle noch erlaubt sein. Gleichzeitig dürfe zum Schutz der Nichtraucher Qualmen auf öffentlichem Grund und in dichtbesiedelten Gebieten nicht mehr toleriert werden. Gegen den Einwand, was beim Alkohol versagt habe, könne bei der Zigarette nicht klappen, führt Proctor an, Alkohol sei eine Genussdroge, die nur drei Prozent der Konsumenten zu Süchtigen mache, während Tabak eine stärkere Abhängig-

keit hervorrufe als Heroin und Kokain, so dass die meisten Tabakkonsumenten ein Verbot ihrer Droge als Ausstiegshilfe begrüßen würden. Das könnte man auch anders sehen: Wäre Tabak wirklich eine hartnäckigere Droge als Heroin und Kokain, dann dürften in erster Linie Drogenbarone und Gefängnisunternehmen ein Verbot begrüßen, während Raucher, die sich den Luxus einer privaten Tabakplantage nicht leisten könnten, für teureres Geld schlechtere Ware beschaffen müssten.

Von ungleich höherem Gehalt sind die historischen Ausführungen. Sie beginnen mit dem Aufstieg des papierumhüllten „fast smoke“ zur Massendroge am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts. Vorausset-

weltweit führenden Epidemiologen, und viele von ihnen widmeten sich den gesundheitlichen Folgen des Rauchens. Sie genossen dabei die Unterstützung Hitlers, der den Tabak zur „Rache des roten Mannes am weißen Mann für dessen Gabe des Schnapses“ erklärte. Ihre statistischen und experimentellen Forschungen führten zum ersten Mal einen Konsens unter Medizinern über die Schädlichkeit des Rauchens herbei.

Das Kapitel über Nazi-Deutschland gehört zu den stärksten des Buches. Sein Befund, unter den Fittichen des „Führers“ sei internationale Spitzenforschung betrieben und fortschrittliche Gesundheitspolitik gemacht worden, verlangt nach einer historischen Kontextualisierung, und Proctor leistet sie, indem er die rassistische Ideologie vom gesunden, aber gefährdeten Volkskörper als perfekten Nährboden für die medizinische Betrachtung des Rauchens als Körperbedrohung und für die politische Stigmatisierung der Zigarette als „Turngerät der Willenlosen“ darstellt. Sobald Proctor die amerikanische Nachkriegszeit erreicht, lässt das Kontextualisieren nach. Nun wird der Stoff nach juristischen, nicht nach historiographischen Gesichtspunkten geordnet.

Hauptquelle ist eine frei zugängliche Online-Datenbank mit sechzig Millionen Seiten aus Unterlagen der Zigarettenindustrie, die in der Prozesslawine der vergangenen Jahrzehnte an die Oberfläche gespült wurden. Der Autor nutzt die Unterlagen für den Nachweis, dass die führenden Figuren der Branche intern schon Anfang der fünfziger Jahre zugaben, dass Rauchen krebsregierend war, nach außen aber noch jahrzehntelang behaupteten, die Verbindung sei nicht bewiesen. Um die Behauptung aufrechtzuerhalten, bestachen sie renommierte Lungenforscher, die für sie als Zeugen vor Gericht auftraten und im Namen der wissenschaftlichen Seriosität in Frage stellten, was alle wussten.

Erst in den achtziger Jahren habe die Tabaklobby diese Verteidigungslinie aufgegeben, um nun das genaue Gegenteil zu behaupten: Jedermann sei über die Gefahren des Rauchens im Bild gewesen und mithin der Vorwurf einer wilentlichen Täuschung haltlos. Um die neue Version vor Gericht durchzusetzen, waren nicht mehr Pneumologen, sondern Historiker gefragt, und so eröffnete sich für eine Reihe von Proctors Kollegen die Möglichkeit, als Zeugen der Tabaklobby ein Zubrot zu verdienen. Proctor stellt die Professoren einzeln an den Pranger, wodurch ersichtlich wird, dass nicht nur Nobodys aus Provinzuniversitäten, sondern auch Stars aus Harvard und Stanford der Versuchung erlagen. Die wenigsten von ihnen scheinen Überzeugungstäter gewesen zu sein, und einige forschten in Gebieten, die vor Gericht gar nicht gefragt waren.

In den letzten Jahrzehnten stellt Proctor die amerikanischen Zigarettenfirmen als raffinierte Mördertruppe mit prall gefüllter Kriegskasse dar. Ganz abwegig ist das Bild nicht. Allein, wie so oft bei Verschwörungstheorien



**Robert N. Proctor: „Golden Holocaust“. Origins of the Cigarette Catastrophe and the Case for Abolition.**

University of California Press, Kalifornien 2012. 737 S., geb., 37,80 €.

ist das Empörungspotential größer als die Erklärungskraft. Für ein vertieftes Verständnis der Vorgänge fehlt die Hälfte der Geschichte: jene der amerikanischen Antitabaklobby. Proctor blendet ihre Entstehung und Zusammensetzung ebenso aus wie ihren Aufstieg zu Macht, Reichtum und Ansehen. Damit weckt er, anders als im Kapitel über das Dritte Reich, den Eindruck, als sei der Kampf gegen das Rauchen nicht von Menschen mit bestimmten Ideologien und Interessen geführt worden, sondern von der Wahrheit selbst.

Dass dem nicht so war, verrät ein Absatz, in dem Proctor die Voraussetzungen für die gigantischen Ablassprozesse der achtziger und neunziger Jahre erwähnt. Zu ihren Hauptinitiatoren zählte die Asbestindustrie, die für die Krebskrankungen der Fabrikangestellten deren Zigarettenkonsum verantwortlich machte und beim Sammeln von Beweismaterial erkannte, welch kolossalen Reibach die gerichtliche Verfolgung der Tabakkonzerne versprach.

Offenbar sind Gut und Böse in dieser Geschichte nicht so klar verteilt, wie es das Buch haben möchte, und es wäre angemessener, den gerichtlichen Grabenkrieg weniger als Kampf der wissenschaftlichen Wahrheit gegen die wissenschaftlich verüllte Lüge zu beschreiben denn als Kollision von Ideologie und Gier. Weil Experten im amerikanischen Gerichtssystem nicht als Zeugen des Richters, sondern der Parteien auftreten, verkommt die Wissenschaft – den Plünderungen von beiden Seiten ausgeliefert, steht sie längst als Hauptopfer des Gerichtskrieges fest.

## Ehe, wem Ehe gebühret

Die „Jobbeschreibung“ des Bundespräsidenten, die Berthold Kohler in seinem Artikel „Seelsorger der Nation“ (F.A.Z. vom 19. März) gibt, umreißt einen wesentlichen Teil der Erwartungen, die sich an die Präsidentschaft Gaucks knüpfen, und bestimmt diesen zum „Seelsorger der Nation“. Gut, wenn Gauck das gelingt; aber zunächst verkörpert er unseren Staat, er ist sein oberster Repräsentant. Die Staatsidee der Bundesrepublik Deutschland hat im Grundgesetz ihren unzweideutigen Ausdruck gefunden. Dazu gehört auch und vor allem die Wertschätzung, die das Grundgesetz in Artikel 6 Absatz 1 Ehe und Familie entgegenbringt, indem es sie unter den besonderen Schutz der staatlichen Ordnung stellt. In einer Zeit, in der

## Die Frau ohne Geschichte

Zu „Die Pädagogik der Angela Merkel“ (F.A.Z.-Feuilleton vom 17. März): Dankenswerterweise arbeitet Marcus Jauer den „Mangel an Dramatik“ im Wirken Merksels brillant heraus. Diskussionsbedarf sehe ich an dem Punkt „Angela Merkel hat darauf verzichtet, sich eine Geschichte zu geben“. Ja, für was steht denn diese Frau? Das Problem ist, dass jeder Mensch eine Geschichte hat, in der Gegenwart handelt und dadurch die Zukunft prägt. Jemand, der nicht Rechenschaft ablegt über sein Handeln und seine Geschichte, macht sich unangreifbar, agiert letztlich autokratisch. „Die Vergangenheit ist der Hintergrund, der die Gegenwart aus sich entlässt. Die Zukunft ist der freie Bereich, in den hinein sie sich entfaltet“ (Richard Picker). Jauer hat recht: Männer, auch in der Politik, sind oft ei-

Ehe und Familie durch weitverbreitete Nichtachtung sehr zum Schaden unseres Volkes gefährdet sind, wäre es hilfreich, wenn der oberste Repräsentant des Staates diese Nichtachtung nicht durch die tägliche Präsentation der mit ihm nicht verheirateten Frau an seiner Seite noch fördern würde. Es würde ihm zur Ehre gereichen, wenn er aus Achtung vor dem Geist des Grundgesetzes seine Familienverhältnisse bereinigen würde oder zumindest in der Öffentlichkeit allein aufträte, auch wenn es ihm persönlich gar nicht passt und seine Familie sein Verhalten duldet. Das Amt des Bundespräsidenten geht allem Privaten vor.

**WOLF-ECKART SOMMER, FREIBURG IM BREISGAU**

nem Bild von sich selbst, einem grandiosen Selbst verpflichtet. Sie versuchen oft krampfhaft, ihre „Identität“ zu wahren, verstricken sich darin und scheitern oft daran. Sie scheitern an ihrer Vergangenheit und sind so nicht zukunftsfähig.

Frau Merkel versucht sich in der Rolle der Frau ohne Geschichte und ohne Eigenschaften. Ist das konsens- und zukunftsfähig? Ist das demokratiefähig? Sich der Gegenwart zu stellen, ja, dafür bin ich. Aber bitte mit Diskussion und demokratischer Konsensfindung, wohin Deutschland steuern soll. Dabei sollte auch die Geschichte mit ihren Lehren eine Rolle spielen. Zu einem letztlich willkürlichen autokratischen Blindflug merkselscher Prägung bin ich nicht bereit.

**WOLFGANG DÖRSAM, KAUFERING**

## Arbeitslosigkeit der Bevölkerung von 15 bis 24

Zum Artikel „Wenn der Staat als Arbeitgeber ausfällt“ (F.A.Z.-Wirtschaftsteil vom 20. März): Bei der Erläuterung der Jugendarbeitslosigkeit hat sich Ihr Autor leider in den Untiefen der Statistik verfangen. Glücklicherweise sind Spanien und Griechenland zumindest noch weit entfernt davon, dass dort, wie von Ihnen beschrieben, jeder zweite Jugendliche keine Stelle findet.

Die in dem Artikel genannte Arbeitslosenquote weist den Anteil der Arbeitslosen an der Gesamtzahl der Erwerbspersonen aus. Eine Jugendarbeitslosenquote von 49,9 Prozent, wie im Falle von Spanien für 2012 ausgewiesen, besagt also, dass jede zweite Erwerbsperson unter 25 Jahren ohne Arbeit war. Nicht zu den Erwerbspersonen zählen aber Schüler, Studenten oder Auszubildende, die naturgemäß an der Altersgruppe der unter Fünf- und zwanzigjährigen einen hohen Anteil haben. Das hat zur Folge, dass in den meisten Ländern weit mehr als die Hälfte der Jugendlichen bei der Berechnung der

Arbeitslosenquote unberücksichtigt bleiben, weil sie dem Arbeitsmarkt gar nicht zur Verfügung stehen.

Um aber erkennen zu können, jeder wieviele Jugendliche arbeitslos ist, muss die „Arbeitslosigkeit der Bevölkerung von 15 bis 24“ herangezogen werden. Laut Eurostat lag im zuletzt veröffentlichten dritten Quartal 2011 diese Quote für Spanien bei 19,7 Prozent und bei 13,2 Prozent für Griechenland, wobei die große Differenz zur Arbeitslosenquote auf eine hohe Bildungsbeteiligung in diesen Ländern hinweist. Mithin müsste die Aussage lauten, dass jeder fünfte junge Spanier und etwa jeder achte junge Grieche keine Stelle findet. Das ist zweifellos immer noch zu viel, aber eben nicht so dramatisch, wie es auf den ersten Blick erscheint und leider auch in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Die gleiche statistische Verzerrung gilt natürlich auch für alle anderen Staaten.

**JENS FISCHER, BRÜSSEL**

## Ein Taschengeld als „Anerkennung“

Zum Beitrag von Volker Rieble „Der PD muss früher aussortiert werden“ (F.A.Z. vom 29. Februar): Wenn eine akademische Karriere scheitert, dann muss das nicht daran liegen, dass der Betreffende von seinem Fach nicht genug versteht. Es kann auch daran liegen, dass ihm das Talent fehlt, im Mainstream mitzuklatschen, oder die nötige Beflissenheit, sich bei sogenannten maßgeblichen Leuten in Bekanntheit zu halten. Auch soll vor kommen, dass bei Berufungsverfahren nicht das Fachliche den Ausschlag gibt. Das sieht auch Rieble, aber er zieht keine Konsequenzen daraus, sondern möchte „aussortieren“.

Einer elementarmathematischen Nachhilfe bedarf Riebels Vorstellung von einer gerechten Entlohnung der Lehraufträge. Wer eine vierstündige Kursvorlesung abhält, leistet die Hälfte des Lehrdeputats einer festangestellten Lehrkraft. Zwar betei-

ligt er sich nicht an der akademischen Selbstverwaltung, dafür hat er keinerlei Versicherung und Altersvorsorge. Folglich wäre gerecht, ihm für die Dauer des Semesters eine halbe Stelle zu geben. Vielleicht kann Rieble sich selbst ausrechnen, mit welchem Faktor man seinen Ansatz multiplizieren müsste, um dahin zu kommen. Ein Taschengeld als „Anerkennung“ – das ist infam. Rieble spielt den „hinreißenden Praktiker“ (ein absurder Ausdruck) gegen den „langweiligen“ Privatdozenten aus. Das ist ebenso unverschämte wie grotesk. Der Privatdozent, der bereit ist, zu den geltenden Konditionen zu arbeiten, muss offensichtlich ein ganz anderes Maß an Idealismus mitbringen als die Arrivierten. Um Schopenhauer abzuwandeln: Es gibt solche, die für die Wissenschaft, und solche, die von ihr leben.

**ERNST KLEINERT, HAMBURG**

## Kein Unterricht in ungarischer Sprache

Ich finde, dass Sie in Ihrem Artikel „Ungarnefeindliche Töne im rumänischen Wahlkampf“ (F.A.Z. vom 16. März) zu sehr politisieren, außerdem berührt der Artikel bei weitem nicht die Hintergründe, die zur Entscheidung des Senats der Universität führte, die Abteilung in ungarischer Sprache zu schließen beziehungsweise sich gegen ihre Wiedereinführung zu wenden.

Die Einrichtung einer medizinischen Universität in ungarischer Sprache gegen Ende der vierziger Jahre in Târgu Mures hatte als Ziel die medizinische Versorgung in den Kreisen Covasna und Harghita (Szeklerland) zu verbessern, wo ein überwältigender ungarischer Bevölkerungsanteil unter Bedingungen relativer sozialer Isolation gegenüber der restlichen rumänischen Gesellschaft lebte und heute noch lebt.

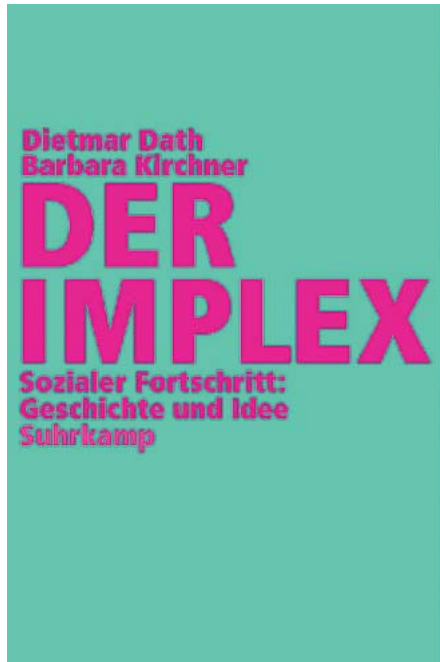
Nach ungefähr zwei Jahrzehnten wurde festgestellt, dass die jährliche Ausbildung von 120 Allgemeinärzten, Zahnärzten und Apothekern nur in ungarischer Sprache nicht sinnvoll war, denn in den oben erwähnten Kreisen mit einer Bevölkerungszahl von 550 000 herrschte inzwischen eine „Inflation“ an medizinischen Kräften. Entsprechend wurde Anfang der siebziger Jahre entschieden, eine Abteilung mit Unterricht in rumänischer Sprache einzuführen.

Die Situation hat sich jedoch in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren radikal verändert: Einerseits existieren nicht genü-

gend Dozenten und Professoren für die Abteilung in ungarischer Sprache, paradoxerweise ist es zur Gewohnheit geworden, dass rumänische Dozenten, die der ungarischen Sprache mächtig sind, die Vorlesungen in ungarischer Sprache vortragen. Andererseits wanderten ungarische Universitätsabsolventen in Erkennung ihrer chancenlosen Zukunft in den Kreisen Covasna und Harghita massenhaft aus, sei es nach Ungarn oder anderswohin.

So stellte sich die Frage, ob es tatsächlich im Interesse des rumänischen Staates war, medizinische Kräfte mit öffentlichen Geldern auszubilden, deren Absicht es war, sofort nach Erhalt ihres Diploms ins Ausland zu emigrieren. Außerdem konnte auch die Qualität der medizinischen Ausbildung, für die gesetzliche Bestimmungen vorgeschrieben waren, nicht mehr gesichert werden. Somit kann der Regierungsausschuss, der die Qualität der Universitäten überwacht, unter solchen Bedingungen keine Zustimmung geben. Diese Umstände führten zur Entscheidung des Senats der Universität, den Unterricht in ungarischer Sprache aufzuheben. Die Entscheidung der rumänischen Regierung, die Abteilung in ungarischer Sprache neu zu errichten, ist daher nicht tragend, solange die gesetzlichen Bestimmungen die Unabhängigkeit und Autonomie der Universitäten schützen. Offensichtlich wird die Justiz das letzte Wort haben.

**DR. RADU M. BARGAOAN, FLÖRSHEIM AM MAIN**



DIETMAR DATH, Redakteur im Feuilleton dieser Zeitung, und Barbara Kirchner, Schriftstellerin und Professorin für theoretische Chemie in Leipzig, haben mit „Der Implex. Sozialer Fortschritt: Geschichte und Idee“ einen Roman in Begriffen vorgelegt, der die Idee, dass morgen alles besser wird, nicht auf den Müll werfen will, nur weil heute nicht alles besser ist als gestern. Von den Revolutionen, Kriegen und Künsten der Neuzeit sagt das Buch, dass ihnen mehr Chancen auf anderes Leben innewohnen, als je hätten ergriffen werden können, und dass es stets mehrere Sorten Fortschritt gibt, die einander ermöglichen, aber auch blockieren: den technischen, den sozialen, den politischen, den ästhetischen und einige, für die bislang noch keine Namen da sind – weswegen das Buch auch ein Versuch ist, einige solcher Namen zu erfinden und auszuprobieren. (*Dietmar Dath / Barbara Kirchner: „Der Implex. Sozialer Fortschritt: Geschichte und Idee.“ Suhrkamp Verlag, Berlin 2012. 880 S., br., 29,90 €.*)